

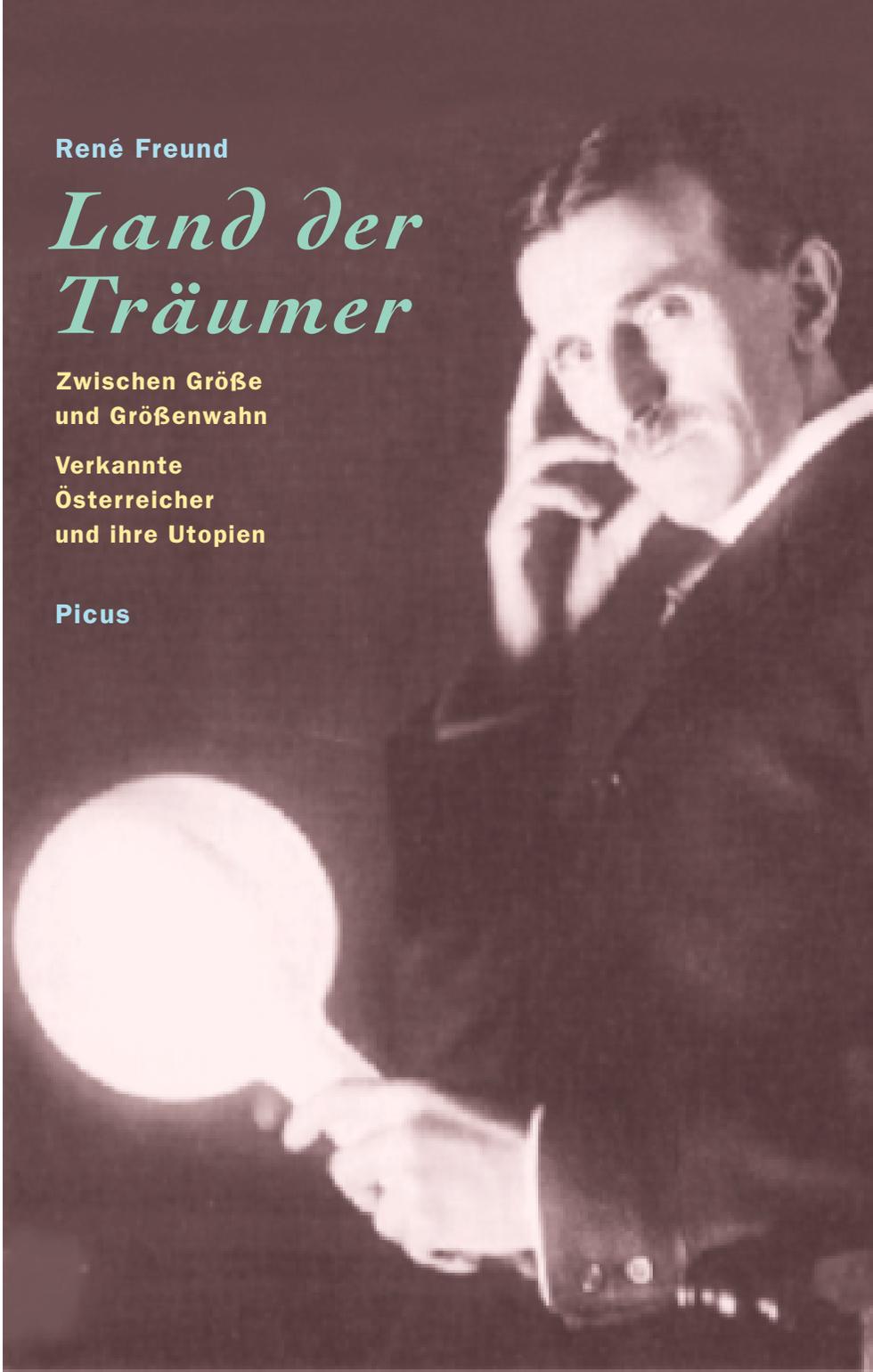
René Freund

Land der Träumer

**Zwischen Größe
und Größenwahn**

**Verkannte
Österreicher
und ihre Utopien**

Picus



René Freund
Land der Träumer

René Freund

Land der Träumer

Zwischen Größe und Größenwahn –
verkannte Österreicher und ihre Utopien

Mit Porträts von

Jakob Lorber

Leopold von Sacher-Masoch

Rosa Mayreder und Marie Lang

»Sir Galahad« alias Bertha Eckstein-Diener

Florian Berndl

Eugenie Schwarzwald

Paul Kammerer

Otto Groß

Wilhelm Reich

Carl Schappeller

Viktor Schauburger

Nikola Tesla

Picus Verlag Wien

Inhalt

Vorwort	9
<i>Der Schreibknecht Gottes</i>	
Jakob Lorber	15
»Habt mich lieb!«	
Leopold von Sacher-Masoch	29
<i>Das gesprengte Korsett</i>	
Rosa Mayreder und Marie Lang	51
<i>Mutter und Amazone</i>	
»Sir Galahad« alias Bertha Eckstein-Diener	71
<i>Der Prophet vom Gänsehüfel</i>	
Florian Berndl	89
<i>Die genialische Schule</i>	
Eugenie Schwarzwald	101
<i>Der Tod des »Krötenküssers«</i>	
Paul Kammerer	117
<i>Groß' Taten</i>	
Otto Groß	133
<i>Im Reich des Orgon</i>	
Wilhelm Reich	153
<i>Traumkraft</i>	
Carl Schappeller	167

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme

Freund, René: Land der Träumer : zwischen Größe und Größenwahn – verkannte Österreicher und ihre Utopien ; mit Porträts von Jakob Lorber, Leopold von Sacher-Masoch, Rosa Mayreder und Marie Lang, »Sir Galahad« alias Bertha Eckstein-Diener, Florian Berndl, Eugenie Schwarzwald, Paul Kammerer, Otto Groß, Wilhelm Reich, Carl Schappeller, Viktor Schauberger, Nikola Tesla / René Freund. – 2. Auflage

Wien : Picus Verl., 2000

ISBN 3-85452-403-X

2. Auflage 2000

Copyright © 1996 Picus Verlag Ges. m. b. H., Wien

Alle Rechte vorbehalten

Grafische Gestaltung: Dorothea Löcker, Wien

Umschlagabbildung: Nikola Tesla,

mit freundlicher Genehmigung von Franz Ferzak

Druck und Verarbeitung: Remaprint, Wien

ISBN 3-85452-403-X

Printed in Austria

<i>Der Wasser-Mann</i>	
Viktor Schaubberger	183
<i>Im Wechsel des Stroms</i>	
Nikola Tesla	197
Literatur und Quellen	214
Personenregister	219
Bildnachweis	224

Vorwort

Dieser Mann mit dem strähnigen Haar, dem wallenden Bart und dem trotzigen Blick, der, bloßfüßig und kaum bekleidet, ironisch von dem Foto herunterlächelte, hatte es mir ange-tan. Das vergilbte Bild hing in einem Wiener Bezirksmuseum; der Mann, den es zeigte, war Florian Berndl. Er gehörte sichtlich zu jenen Menschen, die ein wenig außerhalb der Gesellschaft stehen und außerhalb der zeitüblichen Bahnen denken.

Berndl hatte vor rund hundert Jahren eine Idee. Keine besonders hochtrabende Idee, aber doch eine Idee, die ihrer Zeit weit voraus war und deshalb als »Vision«, als »Utopie« beschrieben werden kann: Er wollte eine Insel in einem abgestorbenen Seitenarm der Donau in ein Naturparadies für alle Wiener verwandeln. Aus dieser Idee entstand das damals größte Binnenstrandbad Europas, eines der inoffizi-ellen Wahrzeichen Wiens, das vielbesungene und noch mehr besuchte Strandbad Gänsehäufel.

Florian Berndl, der verarmt und unbedankt starb, war der erste »verkannte Österreicher«, mit dem ich mich beschäf-tigte. Daß sein Schicksal im Kern das Schicksal vieler ande-rer Visionäre oder Phantasten enthielt, die ich später »ken-nenlernte«, sollte sich erst im Laufe der Jahre herausstellen. Berndl stammte – wie Lorber, Sacher-Masoch, Schwarz-wald, Reich, Schappeller, Schaubberger und Tesla – aus der Provinz. Wie diese anderen zog er aus, die Welt oder zumin-dest die Hauptstadt zu erobern. Und auch er hatte, so wie alle in diesem Buch beschriebenen Personen, eine Idee, von der er besessen war.

Diesen Ideen sind im großen und ganzen zwei Schicksale zuzuordnen: Entweder, sie setzten sich im Laufe der Zeit durch, weil ihre Richtigkeit erkannt wurde, was für ihre

Erfinder aber meist zu spät kam. Das trifft auf Leopold von Sacher-Masoch (Volksbildung) zu, auf Rosa Mayreder, Marie Lang und Bertha Eckstein-Diener (Geschlechterfrage), auf Florian Berndl (Sozialutopie Naturparadies) und auf Eugenie Schwarzwald (Reformschule). Daß sich die Ideen dieser Menschen durchsetzen, heißt übrigens nicht, daß sich auch deren Verwirklichung durchsetzen ließ. Niemand würde heute zum Beispiel ernsthaft die Idee der Gleichberechtigung von Mann und Frau in Frage stellen. Und doch kann ebenso niemand ernsthaft behaupten, daß diese Gleichberechtigung auch zufriedenstellend gewährleistet ist.

In den anderen Fällen werden die Ideen und ihre Urheber auch heute noch zumindest belächelt, wenn nicht bekämpft. Das gilt für Jakob Lorber (Anerkennung der »Neuoffenbarung«), Paul Kammerer (Infragestellung des Darwinismus), Otto Groß (tiefgreifende Gesellschaftsreform), Wilhelm Reich (Orgonenergie), Carl Schappeller (Raumkraft), Viktor Schauburger (Implisionsmotor) und Nikola Tesla (Energie aus dem All). Diese Erfinder, Entdecker und Denker sind auch heute noch Stiefkinder der offiziellen Geschichte. Ihre Ideen werden belächelt und unterschlagen, was darauf hindeutet, daß die Gesellschaft entweder noch nicht reif für sie ist – oder daß die Ideen tatsächlich nichts taugen.

So halte ich persönlich Carl Schappeller eher für einen äußerst begabten Scharlatan als für einen genialen Erfinder, wobei das letzte Urteil immer der Geschichte vorbehalten bleibt. Dennoch wollte ich auch sein Schicksal in diesem Buch darstellen, weil es erstens interessant und zweitens lehrreich für den Umgang mit selbsternannten Gurus und Genies ist. Auch die Umsetzung der radikalen Gesellschaftsreformen von Otto Groß scheint nach den Tragödien des realen Sozialismus und den zum Teil kriminellen Auswüchsen in den Kommunen dubioser Sektierer heute kaum noch realistisch. Diskutieren läßt sich seine Sozialutopie freilich immer noch.

Im Fall der technisch-wissenschaftlichen Visionen von Reich, Schauburger und Tesla bleibt es letztlich fraglich, ob sie tatsächlich umzusetzen sind. Mir ging es in erster Linie darum, diese Träume von einer naturgemäßen, sauberen Energie nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Denn unsere derzeitige Technik ist in ihrem Prinzip lebensbedrohend, vom Atomkraftwerk bis hin zu jedem noch so sicheren oder umweltfreundlichen Auto. Die »Todes-Technik« – wie Schauburger sie nannte – könnte aber eines Tages den Neuerungen einer wirklich modernen Technologie weichen. Vielleicht haben Schappeller, Reich, Schauburger oder Tesla den Weg dazu gewiesen. Jedenfalls spricht es nicht gegen sie, daß sie von der etablierten Forschung belächelt werden. Das hat Tradition. Jene, die in andere Richtungen denken, wurden schon immer als Scharlatane bezeichnet – von Galilei bis hin zu den anderen »Lügnern«, die etwa behaupteten, man könne Materie mit Strahlen durchleuchten (Wilhelm Conrad Röntgen), durch Händewaschen Infektionen verhindern (Ignaz Semmelweis) oder mit schweren motorisierten Maschinen fliegen (Gebrüder, genannt »Betrüger«, Wright).

Den meisten der hier vorgestellten Persönlichkeiten ist in irgendeiner Weise unrecht geschehen, weshalb ich sie auch als »verkannt« bezeichne. Lorbers Schriften wurden verboten oder verschwanden in der Versenkung; Kammerer wurde in den Tod getrieben und dann vergessen; Menschen wie Marie Lang, Eugenie Schwarzwald oder Otto Groß leben nur in der Erinnerung kleiner Minderheiten fort. Andere wieder tauchen heute in sehr eigenartigen Umfeldern wieder auf: Lorber, der genialische Philosoph und Theologe, wird von radikalen Klerikalen als Religionsstifter mißbraucht; Tesla muß für die Weltverschwörung rund um »russische Wettermacher« herhalten; und Viktor Schauburger wird in verbrecherisch dummen Schriften und Videos als Konstrukteur der geheimen Nazi-Ufo-Flotte präsentiert.

Wenn in diesem Buch auch bekannte Namen vorkommen,

dann hauptsächlich, um unbekannte Aspekte der dazugehörigen Personen zu beschreiben: Etwa die soziale und revolutionäre Ader des verruchten Leopold von Sacher-Masoch. Oder die Talente Wilhelm Reichs als Regenmacher.

Zurück zu den Anfängen. Begonnen hatte meine Beschäftigung mit diesen Dissidenten des Zeitgeists vor gut zehn Jahren mit Florian Berndl. Die anderen »Originale« gesellten sich im Laufe der Zeit, quasi im Schneeballsystem, zu ihm. Jemand, der von Berndl gehört hatte, wies mich auf Lorber hin. Während der Beschäftigung mit Lorber stieß ich auf seinen ungleichen Grazer Zeitgenossen Sacher-Masoch. Andere Wege führten von Schauburger zu Schappeller und Tesla, von Reich zu Groß, von Kammerer zu Sir Galahad und so weiter. Ein kleines Netzwerk von unterirdischen Straßen der Geistesgeschichte begann allmählich sichtbar zu werden.

Da natürlich eine Auswahl getroffen werden mußte, habe ich beschlossen, mich auf die Jahrzehnte rund um das Jahr 1900 zu konzentrieren. Die Jahrhundertwende – und vor allem das Österreich der Jahrhundertwende – war eine der Wiegen der Moderne. Jeder kennt die Namen der Menschen, die zu jener Zeit in Wien lebten und weltweit Literatur, Psychologie und Philosophie, Architektur, Malerei oder Musik beeinflussten: Robert Musil, Sigmund Freud, Adolf Loos, Gustav Klimt, Arnold Schönberg ... die Liste ließe sich seitenlang fortsetzen. Doch dieses Wien zwischen Fin-de-siècle und Erstem Weltkrieg war auch der entscheidende Eindruck in der Jugend jenes Mannes, der das Antlitz unserer modernen Welt am tiefsten und grausamsten prägte: Adolf Hitler. Im Österreich der Jahrhundertwende wurde der Untergang der »alten Welt« besiegt.

Es wurde aber auch der Grundstock zur neuen Welt gelegt. Deshalb erweisen sich viele Ideen der hier porträtierten Frauen und Männer als ungeheuer zeitgemäß. Sie alle träumten von einer anderen, besseren Welt: Von einer Gesellschaft mit sozialer und geschlechtlicher Gleichberechtigung; von freier

Energie für alle; von einem Leben im Einklang mit der Natur; von der inneren und äußeren Befreiung des Menschen. Die Reihenfolge, in der sie in diesem Buch vorgestellt werden, läßt zwei Gruppen erkennen: Die ersten sechs Porträts spielen eher im Gebiet der Geistesgeschichte, die anderen eher im Gebiet der Naturwissenschaften. Wobei das Bemerkenswerte an all diesen Persönlichkeiten eigentlich ist, daß sie weder in strenge wissenschaftliche Kategorien zu fassen sind, noch in irgendwelche anderen Schubladen passen. Auch nicht in nationale: Sie gehörten unterschiedlichen Nationalitäten an, kamen aber alle innerhalb der österreichischen Monarchie zur Welt. Die Tatsache, daß dieses Buch von »k.u.k.-Österreichern« handelt, hat allerdings weder mit monarchistischer Sentimentalität noch mit österreichischem Nationalismus zu tun, sondern mit einer persönlichen Selbstbeschränkung auf das, was einem näher und deshalb besser verständlich ist.

Diese Spurensuche versteht sich nicht als wissenschaftliche Arbeit und will deshalb auch keine neuen Forschungsergebnisse für sich beanspruchen. Die Porträts sollen ein Beitrag dazu sein, einige in jeder Hinsicht merkwürdige Menschen und ihre merkwürdigen Denkansätze nicht in der Versenkung von Archiven oder Privatsammlungen zu belassen.

Mein Dank gilt allen Autorinnen und Autoren, Forscherinnen und Forschern, auf deren Recherchen und Material ich dabei zurückgreifen konnte. Sie sind ebenso im Anhang erwähnt wie alle Privatpersonen, die mir mit Anregungen und Hinweisen weitergeholfen haben.

Mein besonderer Dank gilt Gerald Schmickl und Franz Zauner von der »Wiener Zeitung«, die mir mit Rat, Tat und einem schönen Publikationsforum in der Beilage »Extra« jahrelang zur Seite gestanden sind.

Die Liste der in diesem Buch porträtierten Personen erhebt keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit. Mit Lebensgeschichten von österreichischen Originalen, denen von der Geschich-

te übel mitgespielt wurde, könnte man noch unzählige Bände füllen. Und, Hand auf's Herz, wer in diesem Land ist denn kein verkannter Österreicher? Die meisten Leute, denen ich von diesem Projekt erzählte, haben jedenfalls unverzüglich Aufnahme in das Buch gefordert.

So unterschiedlich die hier porträtierten Österreicherinnen und Österreicher auch sein mochten, sie alle waren Träumer. Waren sie vielleicht gerade dadurch der Wirklichkeit sehr nahe?

Der Schreibknecht Gottes

Jakob Lorber, der »Prophet aus Graz«, schrieb auf Befehl einer »inneren Stimme« ein phantastisches mystisches Werk.

Am 15. März 1840, frühmorgens um sechs Uhr, vernahm Jakob Lorber in seiner Herzgegend eine Stimme, die ihm befahl: »Nimm deinen Griffel und schreib'.«

Dem vierzigjährigen Musiker kam dies höchst ungelegen: Er hatte – endlich! – ein festes Engagement bekommen und sollte nach Triest abreisen, um dort die Stelle eines zweiten Kapellmeisters an einem Theater der k.k. Hafenstadt zu bekleiden. Und eigentlich war Lorber gerade mitten im Packen seiner Habseligkeiten gewesen.

Dennoch gehorchte er dieser eigenartigen Stimme, die er noch nie in seinem Leben gehört hatte. Er nahm seinen »Griffel« und schrieb folgende, auch für ihn selbst unverständlichen Sätze: »So spricht der Herr für jedermann, und das ist wahr und getreu und gewiß: Wer mit Mir reden will, der komme zu Mir, und Ich werde ihm die Antworten in sein Herz legen. Jedoch die Reinen nur, deren Herz voll Demut ist, sollen den Ton Meiner Stimme vernehmen. Und wer Mich aller Welt vorzieht, Mich liebt wie eine zarte Braut ihren Bräutigam, mit dem will Ich Arm in Arm wandeln ...« Jakob Lorber ahnte in diesem Augenblick selbst noch nicht, daß diese Sätze den Anfang eines gigantischen, über 30 Bände und 12.000 Druckseiten starken Werkes bildeten, das er in den folgenden 24 Jahren von der »inneren Stimme« empfangen sollte. Er ahnte noch nicht, daß er nie nach Triest kommen und nie als Kapellmeister arbeiten würde. Und er ahnte nicht, daß seine Eingebungen über die Natur, das Universum,

den Plan Gottes und das Wirken Jesu eines Tages unter seinen Anhängern die »Neuoffenbarung« heißen würde.

Doch der keineswegs ätherische Mann mit seiner fast derben Gestalt, dem Rauschbart und den freundlichen Augen hinter der modernen Schubert-Brille schrieb zunächst einmal einige Stunden und Tage lang, ohne viel nachzudenken. Bei einem nächtlichen Spaziergang drei Tage später traf Lorber auf dem Grazer Hauptplatz einen alten Freund, den Beamten und Schriftsteller Karl Gottfried Ritter von Leitner. Lorber, anscheinend aufgewühlt und verwirrt, behielt sein Geheimnis nicht lange für sich und überraschte Leitner mit dem Ausspruch: »Hören Sie! Ich bekomme eine Offenbarung!«

Leitner reagierte so, wie wahrscheinlich die meisten reagieren würden: Er hielt seinen armen Freund für verrückt. Dennoch besuchte er Lorber bald darauf in seinem kleinen Zimmer im Gasthof »Zum weißen Kreuz«, um sich die – wie Leitner sie nannte – »Phantastereien« anzuhören. Auch der Komponist Anselm Hüttenbrenner, der Bruder des Grazer Bürgermeisters, wurde damals Zeuge von Lorbers Schreibtätigkeit. Was die beiden Männer erlebten, versetzte sie in die größte Verwunderung und überzeugte sie von der geheimnisvollen Inspiration Jakob Lorbers. Leitner, nüchterner Chronist der Geschehnisse, berichtet in seiner Biographie des »Schreibknechts Gottes«: »Lorber begann dieses Schreibgeschäft, welches von nun an die Hauptaufgabe seines Daseins blieb, fast täglich schon morgens vor dem Frühstück, welches er in seinem Eifer nicht selten ganz unberührt stehen ließ. Dabei saß er, meist mit einer Mütze auf dem Kopfe, an einem kleinen Tischchen, im Winter knapp neben dem Ofen, und führte ganz in sich gekehrt, mäßig schnell, aber ohne je eine Pause des Nachdenkens zu machen oder eine Stelle des Geschriebenen zu verbessern, ununterbrochen die Feder, wie jemand, dem von einem andern etwas vorgesagt wird.« Lorbers Schrift, merkt Leit-

ner an, sei »zwar mitunter unorthographisch, aber sonst rein und ohne alle Stilverbesserung.«

Lorber konnte das von ihm Vernommene aber auch diktieren. Später, als er durch seine kargen Lebensumstände schwach und kränklich geworden war, halfen ihm seine engsten Freunde bei der Niederschrift der Werke: »Dabei saß er neben dem Schreibenden«, berichtet Leitner, »ruhig vor sich hinschauend und nie in seinem Redeflusse stockend oder irgendeine Satzfügung oder auch nur einen einzelnen Ausdruck abändernd. Und wenn sein Diktieren durch Zufall auf kürzere oder längere Zeit, selbst für Tage und Wochen, unterbrochen wurde, so vermochte er das bisher Geschriebene, ohne von demselben mehr als etwa die letzten Worte oder Zeilen nachgelesen zu haben, sogleich im richtigen Zusammenhange fortzusetzen.«

Das, was Lorber in Werken wie »Die Haushaltung Gottes« (1840–44), »Der Saturn« (1841–42), »Die natürliche Sonne« (1842), »Die Jugend Jesu« (1843–44) oder in den elf Bänden von »Das große Evangelium Johannes« (1851–64) niederschrieb, versetzte seine Zeitgenossen in Verblüffung. Von der Weisheit der Natur war darin die Rede; davon, daß diese Natur essentiell aus Geist und nicht aus Materie bestehe; von menschenähnlichen Wesen und ihrem Leben auf fernen Planeten; von der Beschaffenheit des Lichtes, der Farben und der Töne; von Geistern, Engeln und Teufeln; von der Allmacht Gottes und seiner unendlich großen Liebe zu den Menschen.

Obwohl diese Schriften wenig Persönliches oder Zeitbedingtes enthielten, paßten sie in die Epoche, in der die Romantiker gerade den Theosophen Jakob Böhme wiederentdeckten. Eine intuitive Naturbetrachtung und ein mystischer Gottesbegriff wurden der »Entzauberung der Welt« durch Aufklärung und Industrialisierung entgegeng gehalten. Auch in letzter Zeit gewinnt die »Offenbarung« Lorbers, von der Öffentlichkeit nahezu unbemerkt, wieder einige

Freunde, die bei den Kongressen der internationalen »Lorber-Gesellschaft« zusammenkommen. Diese Gesellschaft ist übrigens weder Kirche noch Sekte und tritt auch nicht als solche auf.

Die »geheime« Wiederentdeckung Lorbers hängt zum Teil sicher mit dem allgemeinen Esoterik-Boom und mit der neuromantischen Sehnsucht nach Transzendentelem zusammen. Doch auch die überraschenden Berührungspunkte der Mitteilungen Lorbers mit den Entdeckungen der modernen Wissenschaft, besonders der Astronomie und der Quantenphysik, haben zu dieser Renaissance sicher einiges beigetragen.

So etwa sprach Lorber in der Mitte des 19. Jahrhunderts, als nur ketzerische Astronomen die Möglichkeit der Existenz anderer Galaxien in Erwägung zogen, von der unvorstellbaren Vielfalt von Sonnen, Sonnenallen, »Sonnenallallen« und von der höchsten Ordnungsstufe, der »Hülsenglobe«: »Fraget aber nicht nach der Größe und Länge des Durchmessers einer Hülsenglobe, denn von den Menschen dürfte schwerlich eine Zahl ausgedacht werden, mit der man die Entfernung hinreichend ausdrücken könnte.« Und doch ist eine solche Hülsenglobe »nur ein einziger Punkt in Meinem großen Schöpfungsraum.« Eine solche Hülsenglobe entspricht unserer Definition des Universums; sollte dieses, wie Einstein behauptete, tatsächlich gekrümmt und endlich sein, so ist Lorbers Vorstellung von anderen Universen außerhalb dieses uns bekannten nicht abwegig.

Alle Hülsengloben zusammen bilden laut Lorber die Form eines riesigen Menschen: »Wie ungeheuer groß muß also der Kosmische Mensch sein, wenn schon eine Hülsenglobe so endlos groß ist und noch aeonenmal aeonen Male größer die Entfernung von einer Hülsenglobe zur anderen.« Unser ganzes Universum sei nur ein Atom dieses »großen materiellen Schöpfungsmenschen«, der übrigens als »Homo Maximus« bereits in den Schriften des Mystikers Swedenborg auftauchte.

Den Mikrokosmos sah Lorber wie viele Mystiker und Naturphilosophen als Abbildung des Makrokosmos. Auch auf diesem Gebiet offenbarte der Grazer Schreiber Einsichten, die heute allmählich von den Forschern bestätigt werden. Ein halbes Jahrhundert vor der wissenschaftlichen Erschließung des subatomaren Bereichs beschrieb er das Atom trefflich als »Mikroweltall« und behauptete, daß es teilbar sei – wobei allerdings »unbändige Materiegeister« geweckt werden könnten. Was wir als stofflich betrachten, besteht laut Lorber in Wahrheit aus »Urgrundteilchen«, die reine Energie sind. Das erinnert stark an die Nukleonen und die Elektronen – und an den Ausspruch Max Plancks, wonach es so etwas wie Materie an sich gar nicht gäbe.

Lorber, der halbgebildete Musiker aus kleinen Verhältnissen, schrieb von einem Wissensstand aus, der schwerlich sein eigener sein konnte. Eine Gönnerin des »Grazer Propheten«, die Hausbesitzerin Antonia Großheim, hegte anfangs die Vermutung, daß Lorber schlicht und einfach aus verschiedenen »gelehrten Büchern« abschrieb. Sie selbst erzählt in einer Erinnerungsschrift, sie habe das ganze Zimmer untersucht, als Lorber einmal hinausgegangen war; das einzige Buch, das sie gefunden habe, sei die Bibel gewesen. Leitner berichtet, daß es immer wieder vorkam, daß Lorber gewisse Worte in seinem Text nicht verstand oder Namen, die er niederschrieb, noch nie gehört hatte. Das gilt auch für seine theologischen Mitteilungen.

Lorber, wie es heißt, »empfing« neue Versionen verschiedener apokrypher Schriften des Alten und des Neuen Testaments. Die apokryphen, »verborgenen« Bücher der Bibel sind jene, die wegen ihrer unsicheren Herkunft von den Kirchen nicht in den offiziellen Kanon aufgenommen wurden. Dazu gehört zum Beispiel das Evangelium des Jakobus, das wahrscheinlich im 2. Jahrhundert in griechischer Sprache geschrieben wurde. Es handelt von der Empfängnis, Geburt und Jugend Jesu. Lorber schrieb 1843/44 ein Werk mit dem

Titel »Die Jugend Jesu«, das große Übereinstimmungen mit dem Evangelium des Jakobus aufweist. Dabei ist es schwer vorstellbar, wie Lorber Kenntnis von dem in der Amtskirche nicht zugelassenen Text bekommen haben soll. Er war, wie man aus seiner Biographie herauslesen kann, alles andere als ein Gelehrter.

Einzelheiten über Lorbers Leben wissen wir in erster Linie von seinem ersten Biographen Karl Gottfried Ritter von Leitner (1800–1890). Leitner, befreundet mit Grillparzer, Grün, Hamerling und Rosegger, erlangte durch seine empfindsame Lyrik und seine Balladen eine Bekanntheit, die auch über die Grenzen der Steiermark hinausreichte. Die Handschrift seiner Erinnerungen an Lorber liegt heute in der Landesbibliothek am Joanneum in Graz, dessen Kurator Leitner übrigens jahrelang war. Leitner dürfte trotz mancher poetischer Verklärung doch ein verlässlicher Zeuge sein, da er Lorber nicht unkritisch idealisiert. So zum Beispiel berichtet er von gewissen Heilverfahren, von denen Lorber durch seine innere Stimme Kenntnis erhalten habe – Heilverfahren, die »manchmal von geringem, manchmal aber auch von überraschend günstigem Erfolge begleitet« waren. Leitner ist also bereit, auch Mißerfolge Lorbers einzugestehen, des »merkwürdigsten Mannes«, den er in seinem »ganzen, langen Leben« kennengelernt habe.

Lorber stammte – wie so viele Mystiker – aus einfachen Verhältnissen. Er wurde am 22. Juli 1800 in Kanischa geboren, einer kleinen Ortschaft in den Weinbergen des südlichen Draufers in der Nähe von Marburg (Maribor) im heutigen Slowenien. Lorbers Eltern waren Kleinbauern; sein Vater verdiente ein kleines Zubrot, indem er hin und wieder mit Musikergesellschaften durch das Land zog.

Jakob, der älteste von drei Brüdern, ließ in der Dorfschule bald eine besondere Begabung für Musik erkennen. Später besuchte er die Vorbereitungsanstalt für Volksschullehrer in Marburg, arbeitete eine Zeitlang als Lehrergehilfe im Schul-

dienst und regelmäßig als Organist in der Kirche; besuchte dann zwecks »höherer Studien« das Gymnasium in Marburg, ab 1824 in Graz. Die finanzielle Not und sein Alter veranlaßten ihn aber bald, eine Stelle als Privatlehrer in Graz anzunehmen; doch als er auch nach einem pädagogischen Fortbildungskurs 1830 keine sichere Stelle an einer Hauptschule fand, verwarf er entmutigt und endgültig den Plan des Lehrberufs.

Er widmete sich von nun an ganz der Musik, komponierte, gab Unterricht sowie Orgel- und Violinkonzerte. Dabei unterstützte ihn Anselm Hüttenbrenner, ein Komponist aus dem Schubert-Kreis. Ein Zusammentreffen Lorbers mit Schubert ist nicht überliefert; dafür aber jenes mit dem Violinvirtuosen Niccoló Paganini, von dessen Konzert in Wien Lorber so begeistert war, daß er den »Teufelsgeiger« um eine Unterrichtsstunde bat.

Auch Lorber muß ein sehr kunstfertiger Geiger gewesen sein. »Triole, Doppelgriffe, Flageolets, Pizzicatos mit einer Hand und sonstige Bravoursätze führt er sehr leicht und oft auch ziemlich rein aus«, stand im Oktober 1839 in »Der Aufmerksame«, einer Beilage der »Grazter Zeitung«, zu lesen. Doch weiter heißt es: »Wieviel williger aber und ungeteilter würde man ihm den herzlichen Anteil zuwenden, wenn er sein bedeutendes Talent statt dem bloß Schweren ... dem wahrhaft Schönen gewidmet hätte.«

Halten wir also fest: Als Lorber im Alter von 40 Jahren die Stelle eines 2. Kapellmeisters in Triest angeboten bekam, war er ein mittelmäßig erfolgreicher Provinzmusiker. Und gerade, als er endlich eine sichere Anstellung unter guten Bedingungen in Aussicht hatte, vernahm er jene geheimnisvolle »innere Stimme«, die er als die Stimme Gottes empfand. Mit wenigen Unterbrechungen, in denen Lorber Konzertreisen unternahm oder für seine Brüder in Kärnten arbeitete, verbrachte er die letzten 24 Jahre seines Lebens in Graz. In dieser Zeit schrieb er ein Werk von 25 fünfhundert-

seitigen Bänden nieder. Die kleineren Schriften mitgezählt, macht das pro Jahr weit über 500 Druckseiten. Einige wohlmeinende Freunde unterstützten ihn in dieser Zeit materiell. Daß Lorber zeit seines Lebens ohne Frau blieb, lag wahrscheinlich an seiner Armut. In einer Zeit, in der die Heirat vor allem zur Absicherung der Lebensinteressen diente, wirkte ein mittelloser Mann wenig attraktiv. Doch Lorber, berichtet sein späterer Verleger Zimpel, »teilt mit allen, die weniger haben als er selbst ... bis zu einem Grade, daß ihn der Weltverstand für unbesonnen erklären würde.« Alle Zeitzeugen bestätigen aber, daß er »von aller Kopfhängerei stets weit entfernt« gewesen sei, ein »heiterer Gesellschafter«, der bei einem abendlichen Glas Wein in einer Freundsrunde »oft die drolligsten Erlebnisse und Anekdoten« erzählte, »so daß sich die lachenden Zuhörer dabei auf das beste unterhielten.«

Lorber starb 1864 in Graz, vermutlich an einem Lungenleiden. Er wurde auf dem Friedhof zu St. Leonhard beigesetzt. Noch heute kann man hier auf dem einfachen Grabstein die Paulus-Worte lesen: »Wir mögen leben oder sterben, so sind wir des Herrn.«

Es ist empfehlenswert, Lorbers Texte in der Originalfassung zu lesen. Die Zusammenfassungen und Deutungen lassen manchmal im Leser den Impuls aufkommen, Lorber vor seinen Interpreten in Schutz nehmen zu wollen. Bereits am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts unternahm der Rasse-theoretiker Lanz von Liebenfels den Versuch, Lorber zum »größten ariosophischen Medium der Neuzeit« zu stempeln, obwohl Themen wie das Germanentum oder die »Rassenreinheit« bei Lorber überhaupt nicht vorkommen. Heute stilisieren ihn die einen im Sinne einer reaktionären Religiosität zum Prediger eines rechtschaffen-biedereren Christentums um. Lorbers Schriften verbreiten dabei keineswegs eine Philosophie des »Mittelmaßes«. Ihre suggestive Kraft verträgt sich schlecht mit einer lauwarm moralisierenden Begutachtung.

Andere wieder versuchen, Jakob Lorber mit Blick auf Verkaufszahlen zum Nostradamus des 19. Jahrhunderts zu machen. Ein Weltuntergangsprophet wirkt zweifellos verkaufsfördernd angesichts einer Endzeitangst, die eigentlich eine katastrophengebusterte Endzeitsehnsucht ist.

Doch Lorber spricht selten von »Endzeit«. Seine »prophetischen« Kundgaben wirken hingegen tatsächlich oft überraschend. So sagte Lorber etwa in der bildlichen Sprache der Mystiker allerhand technische Erneuerungen voraus: »Ich sage dir, daß Menschen reden werden mit der Zunge des Blitzes von einem Ende der Welt zum anderen, und sie werden in der Luft herumfliegen wie die Vögel, weithin über Meere und Länder.«

In seinem Werk »Himmelsgaben« spricht Lorber von einem »Vielkrieg«, der durch den »Hochmut« eines Volkes ausgelöst wird – doch diesem wird Einhalt geboten »an den Eisküsten Sibiriens.«

Doch Lorber schrieb auch über Probleme, die nicht den Erfahrungen oder den Utopien der industriellen Frühzeit entsprangen – zum Beispiel über die Zerstörung von Wasser, Luft und Erde. Diese stehe mit der Abholzung der Wälder in Zusammenhang – denn »dichte Wälder sind notwendig, sie haben tausendfache Zwecke.« Eine seltene Erkenntnis zu einer Zeit, da die Waldflächen den Großteil des Festlandes überzogen, als Feind des fruchtbaren Ackerlandes und als Hort der bösen Geister und der Räuber galten. Die Zukunft, orakelte Lorber, werde zeigen, daß die Menschen »große Dinge erfinden und also auch auf die Natur der Erde so einzuwirken anfangen können, daß diese am Ende ordentlich leck werden muß.«

Die Zerstörung der Natur wiegt für Lorber deshalb so schwer, weil alle Materie göttliche »Seelensubstanz in gefrorenem Zustand« sei. Lorbers Weltbild besteht aus Entsprechungen, die er oft sehr poetisch schildert; die Erde zum Beispiel besitze lebendige Organe, die in ihrer Funktion

denen des Menschen glichen. Die Atmung der Erde könne man sehr schön am Rhythmus der Gezeiten beobachten. Doch nicht nur die Erde atme, sondern alle Lebewesen, auch die Pflanzen. Dabei würden die jeweils benötigten »Lebensspezifika« aus der Luft eingesogen, verarbeitet und wieder ausgestoßen, so daß sie dann anderen Arten zur »feinstofflichen« Ernährung dienten.

Lorbers Mitteilungen über die Welt und das All erinnern manchmal aber auch an besonders originelle Science-Fiction-Romane. In »Erde und Mond« etwa schildert er das »größte Tier der Erde«, die Riesenkrake, auf deren Rücken »nicht selten Moos, Meergras und sogar kleine Seebäumchen« wachsen. Diese Krake ernährt sich am liebsten von Schiffen. Wenige Seiten darauf zieht Lorber mit Feuereifer gegen den Aberglauben zu Felde.

Eine gewisse Neigung zum Seemannsgarn verrät Lorbers innere Stimme aber auch in der Schrift »Der Saturn«: »Der größte aller Fische dieses Weltkörpers ist der sogenannte Bisorhiohiohio.« [sic!] Dieser »tausend Klafter« dicke Riese wird aber eher selten gefangen, weil »ein jeder Saturnbewohner einen außerordentlich großen Respekt« vor ihm hat. Nicht nur Mond und Saturn sind bewohnt, sondern auch die Sonne. Hier sind die schönsten Männer und Frauen anzutreffen. Sie pflanzen sich durch die innige Kraft ihrer Liebe auf rein geistigem Weg fort.

Die Bewohner dieser fernen Planeten dürfen wir uns freilich nicht wie Erdenmenschen vorstellen – durch eine lichtähnliche Körperbeschaffenheit sind sie fähig, sich auch bei sehr hohen oder sehr tiefen Temperaturen wohlfühlen. Außerdem haben sie verblüffende Überlebensstrategien entwickelt, die manchmal einer gewissen Komik nicht entbehren. Die Mondmenschen zum Beispiel sammeln Gase in ihren Mägen, was den Vorteil hat, daß sie durch das Ausstoßen derselben nicht nur ihre Höhlen erwärmen, sondern auch »Knalltöne hervorbringen, womit sie sich gegenseitig

ihre Gegenwart in den unterirdischen Gemächern kundgeben.«

Lorber war kein Wissenschaftler und er wollte auch keiner sein. In seiner Kosmogonie steht Gott im Vordergrund, der den Menschen nach seinem Ebenbilde erschuf. Dieser Mensch war – ein platonischer Gedanke – ursprünglich ein androgynes Wesen, also Mann und Frau in einer Person. Dasselbe gilt für Gott: »Ich bin ein Mann und Weib zugleich in meiner Gottheit Tiefen.«

Gott als liebender Schöpfer hat dem Menschen einen absolut freien Willen gegeben: »Ich kann dem Menschen den freien Willen nicht nehmen, weil er ohne diesen kein Mensch wäre.« »Daher, weil sie frei sind wie Ich es bin, kann Ich ihnen nicht helfen, wenn sie es nicht wollen.«

Leid und Unglück in der Gesellschaft wird also von den Menschen selbst verursacht; Naturkatastrophen und ähnliches wird hingegen durch den freien Willen unreifer oder böser »Natur- oder Materiegeister« heraufbeschworen.

Der Mensch besteht neben seinem Körper und seinem vom »göttlichen Funken« erleuchteten Geist aus einer Seele, die verschiedene »aufgestiegene« Tier- und Pflanzenseelen in sich trägt. Diese Wesensteile aus der Pflanzen- und Tierwelt erinnern ein wenig an die »Totentiere«, die manche Indianergesellschaften in ihren Pubertäts- und Einweihungsriten kennen.

Die Seelenlehre im Lorber-Werk verbindet christliche Vorstellungen aber auch mit Elementen östlicher Spiritualität. Eine Reinkarnation kommt demnach gelegentlich vor, niemals jedoch die »strafweise« Reinkarnation einer Menschenseele in einen Tierkörper. Die Seelen der Verstorbenen kommen zunächst einmal in ein »Mittelreich«, das sich für sie von ihrer gewohnten Umgebung wenig unterscheidet. Hier werden sie von ihren Schutz-Engeln und Geistern allmählich auf ihre Reinkarnation auf der Erde, auf einem anderen Weltkörper oder – der häufigste Fall – auf ein Le-

ben im Jenseits vorbereitet. Himmel und Hölle aber werden von den Menschen selbst gemacht: »Niemand kommt weder in die Hölle noch in den Himmel, sondern ein jeder trägt beides in sich.« (»Die geistige Sonne«) Der Plan Gottes zielt auf die allmähliche Erleuchtung aller Wesen – eine ewige Verdammnis gibt es nicht.

Der Sinn der geistigen Evolution sei eine »Vergöttlichung« des Menschen, wie Jesus sie gelebt hat: »Ich als Mensch, wie Ich nun vor Euch stehe, bin kein Gott, wohl aber Gottessohn, was eigentlich ein jeder Mensch sein soll, denn die Menschen dieser Erde sind berufen, Kinder Gottes zu werden und zu sein, wenn sie nach dem erkannten Willen Gottes leben.«

Doch dazu reicht es in Lorbers Moralvorstellungen nicht aus, Gutes zu tun oder regelmäßig in die Kirche zu gehen. Das einzige, was zählt, ist eine tatkräftige Liebe. »Meine Gebote aber kann niemand halten als nur derjenige, der Mich liebt; der Mich aber liebt hat kein Gebot mehr als dieses, daß er Mich liebt und Mein lebendiges Wort, welches das wahre, ewige Leben ist.« (»Die Haushaltung Gottes«)

Es finden sich immer wieder katholische und evangelische Geistliche, die attestieren, daß Lorbers Schriften »göttlichen Geist« atmen und theologisch bemerkenswert seien. Doch für die christlichen Kirchen hat Lorbers »Neuoffenbarung« offiziell keine Bedeutung, weil es gemäß der Lehre nach der Bibel keine heilsnotwendigen Offenbarungen mehr gibt – mit dem Tod der Apostel ist für die Kirchen die Sache abgeschlossen. Ein absurder Standpunkt, meinen die Lorberianer. Denn schon ein Spruch des Evangelisten Johannes (Kapitel 16, Vers 13) weise auf künftige Propheten hin – und passe noch dazu genau auf Lorber: »Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommt, der wird euch in alle Wahrheit führen; denn er wird nicht aus sich selbst, sondern das reden, was er gehört, und euch über das Künftige belehren.« Die »Neuoffenbarung« steht in keinem Widerspruch zu den Evangelien und nicht einmal zur Amtskirche, auch wenn

darin die »innere Kirche«, die Herzensnähe zu Gott wichtiger ist als Weihrauch, Orgel »und allerlei Pfeifen, mit Klingel und Klangel«. Allerdings spart Lorbers »innere Stimme« nicht mit Kritik, wenn es um die Verfälschung der Liebeslehre geht: »Wenn diese Meine Lehre einmal durchs Schwert unter den Völkern wird ausgebreitet werden, dann wird es bald sehr elend auf dieser Erde aussehen. Das Blut wird in Strömen fließen.«

Kein Wunder, daß an die Veröffentlichung von Lorbers Schriften im Klerikalstaat Österreich lange nicht zu denken war. Lorber selbst begab sich in eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Leute, die im verborgenen geheimnisvolle Schriften verfaßten, gerieten im spitzelverseuchten, autoritären Österreich unter Kanzler Metternich schnell in den Verdacht, einer konspirativen Tätigkeit nachzugehen. Lorber wurde einmal sogar vor einer unmittelbar bevorstehenden polizeilichen Hausdurchsuchung gewarnt. Die Durchsuchung fand schließlich doch nicht statt; zur Sicherheit hatten aber Lorbers Freunde die Manuskripte schon an verschiedenen Orten versteckt. Die Angst vor der Polizei war sicher nicht unbegründet; Lorber mußte als »Revolutionär« gelten.

Von 1848–1851 schrieb er beispielsweise ein zweibändiges Werk mit dem Titel »Von der Hölle bis zum Himmel«. Es handelt von der »jenseitigen Führung« des Demokraten und Sozialisten Robert Blum, der 1848 wegen seiner Teilnahme an der Wiener Revolution standrechtlich erschossen wurde. Blum wird »im jenseitigen Reich« von den Engelswesen für seine »liebende Hingabe« gelobt und hört von diesen subversive Sätze wie: »Die Kriege sind stets die beste Nahrung für den unersättlichen Wuchergeist gefühlloser Kaufleute und die beste Schule der Grausamkeit und des teuflischen Hochmuts.« Diese Art von »lorberscher Befreiungstheologie« mußte sowohl der Kirche als auch dem Staat verdächtig sein.

Einzelne Werke Lorbers wurden daher zuerst im protestanti-

schen Württemberg gedruckt, und zwar auf Veranlassung des Arztes und Schriftstellers Justinus Kerner, der mit seinem mystischen Roman die »Seherin von Prevorst« zu eini-ger Bekanntheit gelangt war. Spätere Herausgeber und Verleger der Lorber-Werke in Deutschland hatten aber ebenfalls mit der kirchlichen Zensur zu kämpfen. Lorber mußte das Verbot, die Beschlagnahme und Vernichtung der Erstausgabe seiner »Jugend Jesu« noch miterleben.

Auch später gab es Schwierigkeiten: In der Nazi-Zeit wurde der Lorber-Verlag von der Gestapo geschlossen, die Vermögenswerte beschlagnahmt, der Verleger Otto Zluhan verhaftet. Echte Propheten, behaupten die Lorberianer, seien eben nie beliebt gewesen.

Der »Prophet aus Graz« jedenfalls kümmerte sich nicht darum, daß er zeit seines Lebens keinerlei Lorbeeren erntete. Er glaubte unerschütterlich an Gott und, was schwieriger ist, an die Menschen: »Und hättet ihr nicht das ganze Universum in euch, es wäre stirnlos der ganze Himmel für euer Auge.«

»*Habt mich lieb!*«

*Den Begriff »Masochismus« verwendet man weltweit.
Dessen unfreiwilligen Urheber,
Leopold von Sacher-Masoch, kennt fast niemand.*

»Die Hiebe fielen rasch und kräftig auf meinen Rücken, meine Arme, ein jeder schnitt in mein Fleisch und brannte hier fort, aber die Schmerzen entzückten mich, denn sie kamen ja von ihr, die ich anbetete, für die ich jede Stunde bereit war, mein Leben zu lassen.« Mit solchen Beschreibungen lustvoll-grausamer Peitschrituale wurde Leopold von Sacher-Masoch berühmt, obwohl sie nur einen relativ kleinen Teil seines umfangreichen Werks ausmachen.

Sacher-Masoch war ein Skandalautor. Kein anderer österreichischer Schriftsteller des späten 19. Jahrhunderts vermochte mit seinen Büchern so aufzuregen und so zu erregen wie er. Von Moskau über Wien, Berlin, Paris und London bis nach New York debattierten Leser, Kritiker und politische Beobachter die in viele Sprachen übersetzten Bestseller des galizischen Beamtensohns. Im Mittelpunkt stand dabei meistens jener Frauentyp, der Sacher-Masoch sowohl literarisch und als auch privat zum Verhängnis werden sollte. In seiner Erzählung »Lola« beschreibt er selbst diese seine »Traumfrau«, die ihn sein ganzes Leben lang, manchmal auch buchstäblich, fesselte: »Es gibt einen weiblichen Typus, welcher mich seit meiner Jugend unaufhörlich in Anspruch genommen hat. Es ist das Weib mit den Sphinxaugen, welches grausam durch die Lust und lüstern durch die Grausamkeit wird. Das Weib mit dem Tigerkörper, das von dem Mann angebetet wird, obwohl es ihn quält und erniedrigt ...« Oder vielmehr: Weil es ihn quält und

erniedrigt. Diese Frau taucht in den meisten Werken Sacher-Masochs auf, und fast immer sieht sie gleich aus: Schlank und doch mit üppigen Formen, bevorzugt mit rotem Haar und grünen Augen, und stets mit einem Pelz bekleidet, manchmal auch ausschließlich. Denn durch den Pelz strahlte sie für Sacher-Masoch »den Geruch eines wilden Tieres, vermengt mit jenem der blutigen Wollust aus.« Der Pelz, in dem seine Heldinnen auch im Hochsommer schwitzen müssen, wird zum Fetisch, der die Erinnerung an die Reste tierischer Grausamkeit in den Menschen wachhält.

Bezeichnenderweise heißt Sacher-Masochs auch heute noch bekannteste Novelle »Venus im Pelz«, wobei das berühmt gewordene Dame-mit-Pelz-Motiv mittlerweile fast nur noch bei der Tierschutzbewegung Empörung hervorruft.

Damals war es anders. Nur den weitsichtigen Kritikern galt »S.-M.« als bedeutender und auch moralischer Schriftsteller, als ausgezeichnete Beobachter und Charakterzeichner. »Er hatte immer Farbe, manchmal Größe und spürte das Leben«, schrieb einer, der es wissen mußte: Hermann Bahr. Den anderen aber galt der Kosmopolit als Deutschenfeind und als Sympathisant von Franzosen, Juden und Freimaurern – was er auch war.

Schon Sacher-Masochs Herkunft erregte das Mißtrauen der germanisierenden Journalisten. Er schwanke »zwischen slavischen Instincten und deutscher Cultur«, hieß es da. Von einem Galizier vermutete man ohnehin, daß er Jude sei, was Sacher-Masoch einmal richtigstellte: »Glaubt man denn allen Ernstes, das stockkonservative, stolze Österreich würde jemals einen hohen Beamtenposten, wie ihn mein Vater innehatte, einem Juden anvertraut haben?« Sein erbittertster Feind, der gefürchtete Hieronymus Lorm, bezeichnete ihn in ein- und derselben Glosse als »polnisch oder slovenisch«, später vermutete er einen »Czechen oder Polen«, um schließlich zu dem abschließenden Urteil zu kommen, daß der »galizische Russe« sich nicht erdreisten solle, in deut-

scher Sprache zu schreiben. Sacher-Masoch zeigte sich jedoch wenig interessiert an einem rassisch-völkischen Begriff der Nation: »Wir werden das Österreichertum vertreten als eine politische Nationalität, in der sich die natürlichen Nationalitäten, jede im vollen Genusse ihrer Rechte und Freiheiten, vereinen lassen.« Daß alle Nationen gleichwertig seien, wollte man aber auch in der »Neuen Freien Presse« nicht glauben, wo man Sacher-Masoch mit dem Satz kommentierte: »Die französische Frivolität bedroht das Gemüt, die russische vernichtet die Kultur.«

Sacher-Masoch quittierte die Angriffe mit einer ebenso brillanten wie kontraproduktiven Abhandlung »Über den Werth der Kritik«. Dabei geißelten ihn – bildlich gesprochen – nicht nur manche Literaturkritiker, sondern auch die politischen Redakteure. Denn durch das Aufzeigen des menschlichen Zwiespalts zwischen Instinkt und Zivilisation erwies sich Sacher-Masoch auch in seinen erotischen Werken als zutiefst politischer Autor. Immer wieder behandelte er den Unterschied zwischen einer zweckfreien, lüsternen Grausamkeit um ihrer selbst willen und der verordneten, kühlen Grausamkeit der Soldaten und des Staates, die allen als rechtmäßig erschien.

Die mörderische Dialektik von Herrschen und Beherrschtwerden hat er mindestens ebensogut beschrieben wie sein ungleicher Zwillingbruder, der Marquis de Sade, der in Frankreich als prophetisch-perverser Kritiker totalitärer Regimes in die Philosophiegeschichte eingegangen ist. Doch »im Bluttausch unserer eigenen Epoche« übersahen wir, »daß schon vor hundert Jahren sich ein österreichischer Dichter alle Mühe gegeben hat uns zu zeigen, welche Mächte es sind, die den Menschen dazu bewegen, sich selbst das Messer an die Kehle zu setzen«, wie Reinhard Federmann, ein anderer unterschätzter Autor, in seiner Studie über Sacher-Masoch schrieb.

Der Rummel um Sacher-Masoch hörte noch zu seinen Leb-

zeiten auf. Sein literarischer Ruhm begann ungefähr in jenem Augenblick zu verblassen, als sein Name für immer in die Geschichte der sexuellen »Perversionen« einging. 1886 veröffentlichte Richard von Krafft-Ebing seine »Psychopathia sexualis«, in der erstmals die sexuelle Verbindung von Lust und Schmerz als »Masochismus« bezeichnet wurde. Sacher-Masoch und seine Familie wehrten sich gegen diesen Mißbrauch ihres Namens. Wie man sieht, vergebens. (Die Familie Sacher-Masoch brachte übrigens auch später bekannte Leute hervor: Ein Neffe Leopolds, Alexander von Sacher-Masoch, war Generalsekretär des Österreichischen Pen-Clubs; und auch Popstar Marianne Faithfull entstammt mütterlicherseits den Sacher-Masochs.)

»Masochismus«: Es scheint, als habe die Tatsache, das »Übel« beim Namen genannt zu haben, wie in Märchen oder Mythen dessen Kraft gebannt. Sacher-Masoch, der das Ansehen von berühmten Kollegen wie Victor Hugo, Flaubert, Daudet, Zola oder Ibsen genoß, begann, sich selbst schlecht kopierend, zum literarischen Massenproduzenten zu werden. Er war das Opfer seiner selbst geworden – was bei Masochisten häufig vorkommt.

Während heute der »Masochismus« auf der ganzen Welt in der psychologischen Literatur und in devoten Kontaktanzeigen auftaucht, geriet dessen unfreiwilliger Urheber in Vergessenheit. Vielleicht, weil er in keine der germanistischen Schubladen paßt und sich zwischen bürgerlichem Realismus, Naturalismus und psychologischem Roman nur schwer einordnen läßt. In den Schulbüchern fehlt er völlig, obwohl selbst die Zensurbeamten des vorigen Jahrhunderts nichts an seinen meist dezenten und niemals pornographischen Schilderungen auszusetzen hatten. Dabei war er nicht nur ein bedeutender Schriftsteller, sondern auch ein politischer Visionär und ein engagierter Humanist, der seine Kräfte in die Dienste der Unterdrückten stellte – auch wenn er selbst sich ab und zu gerne lustvoll unterdrücken ließ.

Eigentlich hätte Leopold von Sacher-Masoch – ein österreichisches Schicksal – Beamter werden sollen. »Er entstammt einer Familie«, schrieb Eugen von Sax in einer biographischen Notiz, »deren Mitglieder sich seit Generationen in den Regionen der fünften und sechsten Diätenklasse nebst dazugehörigen Ritter- und Kommandeurkreuzen bewegten; bei seiner Geburt mußte man nach der darwinischen Lehre voraussetzen, daß seine Visitenkarten einst die Inschrift Leopold Sacher-Masoch, Ritter von Kronenthal (das ist sein voller Name), Sektionschef oder so etwas tragen würden; die Sacher waren seit Menschengedenken als Hofräte, Regierungsräte und dergleichen gestorben ...«

Leopolds Vater war Polizeidirektor von Lemberg, der Provinzhauptstadt des k.u.k.»Grenzlandes« Galizien, das heute zur Ukraine gehört. Die Familie Sacher stammte ursprünglich aus Spanien und gelangte über Böhmen nach Galizien. Der ruthenische (kleinrussische, also westukrainische) Adelsname »Masoch« stammte aus der weiblichen Linie der Familie und wurde von den Sachers angenommen, damit er nicht aussterbe. Wer weiß, vielleicht hieße sonst heute die sexuelle Lust, sich quälen zu lassen, »Sacherismus«.

Leopold jr. kam am 27. Januar 1836 als erstes Kind der Sacher-Masochs in Lemberg auf die Welt. Die einzige Schwester und zwei seiner drei Brüder starben in jungen Jahren an Tuberkulose. Er selbst galt als Einzelgänger, streunte bereits als Kind gerne in den Wäldern und Steppen seiner galizischen Heimat herum und suchte dort nach den Sagengestalten, von denen ihm seine Amme Handscha erzählte. Die schöne Handscha war die eigentliche Bezugsperson in Leopolds Kindheit: Muttermilch und Muttersprache hatte er ihr zu verdanken; bis zu seinem zwölften Lebensjahr sprach er nur russisch. Der spätere deutschsprachige Schriftsteller versuchte – auch unter der Häme der deutschnationalen Kritiker – nie, das zu verheimlichen.

Sacher-Masochs spätere Vorliebe, sich von pelzbehangenen

Damen prügeln und demütigen zu lassen, läßt sich psychologisch schwerlich aus dem erklären, was über seine Kindheit bekannt ist. Spielten die blutigen Aufstände und grausamen Kämpfe, die er 1846 in Galizien und 1848 in Prag miterleben mußte, dabei eine Rolle? Sein Elternhaus unterschied sich jedenfalls nicht wesentlich von anderen: Die meisten Kinder aus »besserem Haus« wurden nicht direkt von ihren Eltern aufgezogen; und Leopolds Eltern werden von ihm selbst und anderen weder als nachlässig, noch als übertrieben streng geschildert. Die Mutter galt als herzlich und zart, der Vater als leicht sarkastisch, dabei aber gesellig und weltoffen. Später wurde er wegen seiner liberalen Ansichten sogar vorzeitig pensioniert.

War am Ende gar eine Tante schuld? Der erste Biograph Sacher-Masochs, Carl Felix von Schlichtegroll, berichtet von einer Tante Zenobia, die den zehnjährigen Leopold nach dessen eigener Aussage ungeheuer fasziniert haben muß. Gräfin Zenobia war stattlich, schön und kokett. Sie trug stets eine Kazabaika, jene russische Pelzjacke, auf die Sacher-Masoch später so fixiert war. Schlichtegroll berichtet, daß Leopold einmal beim Versteckspielen durch Zufall im Zimmer seiner Tante »gefangen« blieb und sie dort bei Intimitäten mit einem Liebhaber beobachtete. Natürlich wurde er anschließend entdeckt – und von seiner kazabaikaträgenden Tante verprügelt. Auch in »Venus im Pelz« erzählt der Titelheld Severin von einer Flagellationsszene mit seiner Tante, die ihm in ihrer Pelzjacke zuerst »wie eine zürnende Monarchin« und nach ihren Peitschenhieben »als die reizendste Frau auf Gottes Erdboden« erschien. Ob die Tanten-Geschichte stimmt, wissen wir nicht. Dichtung und Wahrheit sollten sich in Sacher-Masochs Leben noch öfter vermengen.

Die Kindheit in Galizien prägte Sacher-Masoch auch als Schriftsteller nachhaltig. Seine besten Novellen und Erzählungen spielen in Galizien, etwa der »Don Juan von Kolo-

mea« (1864). Nur der Galizier Joseph Roth hat später die trostlose und dabei seelenvolle Atmosphäre dieses Landstrichs so eindrucksvoll geschildert wie er.

Dabei lernte Sacher-Masoch erst mit 12 Jahren Deutsch, als sein Vater als Polizeipräsident in das damals überwiegend deutschsprachige Prag berufen wurde. Der begabte Junge absolvierte das Gymnasium und später die Universitäten in Prag und Graz, wohin die Familie weiterzog, in Rekordzeit. Bereits mit zwanzig Jahren war er Doktor der Geschichte und der Philosophie, ein Jahr später Privatdozent. Mehr oder weniger gleichzeitig schrieb er einen umfangreichen und vielbeachteten historischen Roman, »Der Aufstand in Gent«. Dem Wunsch seines Vaters, er möge Staatsbeamter werden, wollte er wegen seiner demokratischen Gesinnung nicht nachkommen. Und auch die Universitätskarriere schien ihn nicht sonderlich zu interessieren. Er tat im Gegenteil alles, um das Grazer Professorenkollegium zu brüskieren: Er erschien nicht bei den Sitzungen, schrieb freche Briefe an den Dekan und ließ sich oft krankschreiben – um zu schreiben. Zum Beispiel über seine Heimatstadt: »Die Stadt Graz, an dem schönen Fluß Mur gelegen«, heißt es in der Erzählung »Lola«, »die ein Witzwort ... >die Stadt der Grazien an den Ufern der Liebe« (la ville des grâces sur les bords de l'amour) benannt hat, ist Zufluchtsort aller pensionierten Offiziere und Funktionäre Österreichs.« Und nicht nur das: Es war auch jenes Graz, in dem gerade der »Prophet« Jakob Lorber die letzten Bände seines gewaltigen mystischen Werks schrieb.

Der junge Dozent und Autor Sacher-Masoch suchte allerdings weder Ruhe noch Mystik, sondern das Abenteuer. Er fand es auch; sei es in der Beziehung zu einer verheirateten Frau, Anna von Kottowitz, die sich wegen Sacher-Masoch scheiden ließ, was ihn zu dem Roman »Die geschiedene Frau« anregte; sei es in Duellen, für die der »Ehrenmann« gefürchtet war; sei es im Krieg: 1859 nahm er an dem ver-

lustreichen italienischen Feldzug teil, wurde bei Magenta durch einen Bajonettstich verwundet und später ausgezeichnet. In militärischen Kriegen sah er eine Art Abwandlung des alles beherrschenden Geschlechterkriegs: »Darum ist auch der Soldat, welcher jederzeit bereit ist, den Tod zu empfangen und ihn zu geben, der Günstling der Frauen.«

Ein Günstling der Frauen war Sacher-Masoch auch. Und ein glänzender Gesellschafter. Oft erzählte er aus seiner Jugend in Galizien. Anscheinend so mitreißend, daß ihn eine Bekannte anregte, die Geschichten doch niederzuschreiben. Was Sacher-Masoch auch tat. Der Erfolg seiner »Galizischen Geschichten« ermutigte ihn, weiterzuschreiben. Unter Verwendung zahlloser, wohlgeordneter Gedächtniszettel verfaßte er vielbändige historische Romane wie »Ungarns Untergang und Maria von Österreich« (1862) oder »Der letzte König der Magyaren« (1867). Er arbeitete dabei oft länger am Plan als an der Niederschrift seiner Geschichten, die meist so spannend aufgebaut sind, daß auch nicht-masochistische Leser auf die Folter gespannt werden.

Ab 1863 begann er an seinem Hauptwerk zu schreiben, dem Romanzyklus »Das Vermächtnis Kains«. Von den sechs Abschnitten »Die Liebe«, »Das Eigentum«, »Der Staat«, »Der Krieg«, »Die Arbeit« und »Der Tod« hat er nur die ersten beiden vollendet, die aus je sechs Novellen bestehen – darunter der »Don Juan von Kolomea« und »Venus im Pelz«.

»Das Vermächtnis Kains« zeigt Sacher-Masochs kritische, fast schon anarchistische Einstellung zu Staat und Gesellschaft: »Der einzelne ist zu schwach, Krieg zu führen gegen die Zahl seiner Brüder; so haben sich die Kinder Kains vereint zu Plünderung und Mord, in Gemeinden, Völkern und Staaten ... Was innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft mit Kerker oder Schafott bestraft wird, das tut ein Volk, ein Staat dem andern, ohne daß man darin ein Verbrechen oder eine Verworfenheit sieht.« Sacher-Masoch hat den Zustand

der Gesellschaft mutig und klarsichtig beschrieben. Und wenn dabei, wie er in einem Brief schrieb, »niedrige und abstoßende« Szenen vorkamen, dann lag das nur »an der Verzweiflung einer idealen Seele über die moralische Häßlichkeit der Menschen.« Er glaubte daran, daß dereinst andere Zeiten kommen würden, wobei er sich als äußerst weit-sichtig erwies: »Rettung durch die Demokratie, Vereinigte Staaten von Europa, gemeinsame Gesetzgebung.« Denn: »Die Menschheit wird erst dann glücklich, wenn die sittlichen Gesetze der Gesellschaft auch im Staatsleben Geltung haben werden und sogenannte große Fürsten, große Generäle und große Diplomaten ebensogut wie heutzutage Mörder, Räuber, Fälscher und Betrüger auf dem Galgen oder im Zuchthaus enden werden.«

Die Kritik Sacher-Masochs zielte aber nicht nur auf den Staat, sondern auch auf die Kirche. Der mystische und abergläubische Katholik ließ die Personen seiner Romane oft sinnieren wie Wanda, die »griechisch-heidnische Göttin« aus »Venus im Pelz«: »Durch das Christentum, dessen grausames Emblem, das Kreuz, etwas Entsetzliches für mich hat, wurde erst etwas Fremdes, Feindliches in die Natur und ihre unschuldigen Triebe hineingetragen.« Und ahnungsvoll fügt sie hinzu: »Der Kampf des Geistes mit der sinnlichen Welt ist das Evangelium der Moderne. Ich will keinen Teil daran.«

Das Christentum erscheint immer wieder als die Männer-Religion, die aus »den lachenden Göttern Griechenlands Dämonen«, aus lustvoller Sinnlichkeit Schuld und aus den Frauen Menschen zweiter Klasse gemacht hat: »Behandelt die Frauen nicht wie Puppen«, rief Sacher-Masoch seinen männlichen Zeitgenossen zu. Denn sonst könne die Frau nur »Feind, Sklavin oder Despotin« des Mannes sein, »nie aber seine Gefährtin. Dies wird sie erst dann sein können, wenn sie ihm gleich steht an Rechten, wenn sie ihm ebenbürtig ist durch Bildung und Arbeit.«

Sacher-Masoch selbst zog die überlegenen Frauen den eben-

bürtigen vor. Über mangelnden Erfolg beim sogenannten »schwachen Geschlecht«, das er als das starke empfand, konnte er sich dabei nicht beklagen. Ein Zeitgenosse bescheinigt ihm »geistvolle Züge, ein wunderschönes Auge, dunkles Haar, blassen Teint und etwas Nachlässiges in der Kleidung«. Ein anderer schreibt: »Der Mann war entschieden häßlich, aber von jener interessanten Häßlichkeit, die Frauen bezaubern kann. Das gelang ihm auch mit leichter Mühe. Die Frauen fanden ihn bei der ersten Begegnung abscheulich und endigten damit, sich in ihn zu verlieben.«

Die erste wirklich nachgewiesene Beziehung nach seinem Geschmack dürfte Sacher-Masoch als Mitdreißiger zur Baronin Fanny Pistor-Bogdanow gehabt haben. Ein Vertrag zwischen den beiden aus dem Jahr 1869 blieb erhalten: »Herr Leopold von Sacher-Masoch verpflichtet sich bei seinem Ehrenwort, der Sklave der Frau von Pistor zu sein, unbedingt jeden ihrer Wünsche und Befehle zu erfüllen und das sechs Monate hindurch ... Fanny Pistor hingegen verspricht, so oft als tunlich Pelze zu tragen, und besonders wenn sie grausam ist.« Sacher-Masoch ging mit seiner Geliebten nach Italien, wo sie unerkannt das Herrin-Sklave-Spiel ausleben konnten. Anscheinend wurde dieses Spiel aber mit der Zeit entweder zu ernst oder zu langweilig; jedenfalls kehrte Sacher-Masoch nach Graz zurück. Er schrieb das Lustspiel »Die Verse Friedrich des Großen«, das an insgesamt 37 Bühnen im In- und Ausland aufgeführt wurde. Mit der Schauspielerin Clairemont bekam er eine Tochter, wenig später verlobte er sich mit der siebzehnjährigen Jenny Frauenthal. Die Verlobung sollte nicht lange währen.

Denn auch andere begannen sich für den berühmten Autor zu interessieren. Nachdem es »Stars« im Sinne unserer Medienwelt noch nicht gab, standen oft Maler oder Schriftsteller im Mittelpunkt der Träume einsamer Herzen; vor allem, wenn sie die menschlichen Leidenschaften so mitreißend schildern konnten wie Sacher-Masoch. Durch ein-

schlägige »Fanpost« lernte dieser seine erste Frau kennen. Sie hieß Aurora Rümelin, war die Tochter einer Trafikantin und Sodawasserbudenbesitzerin und wild entschlossen, ihre Verhältnisse zu verbessern. Zuerst umwarb sie den Erfolgsautor Peter Rosegger mit ihren brieflichen Annäherungsversuchen, hatte aber kein Glück. Bei Leopold von Sacher-Masoch funktionierte es besser. Gerade war seine »Venus im Pelz« (1870) herausgekommen und ungeheuer populär geworden. Der Name der Heldin des Romans tauchte sogar als Codewort in einschlägigen »strengen« Kontaktanzeigen auf: »Wanda sucht Herrn mit ergänzendem Charakter ...«

Aurora versuchte von Anfang an, Sacher-Masoch an seinem wunden Punkt zu treffen, was ihr auch gelang. In ihren Briefen stellte sie sich als die Wirklichkeit gewordene »Venus« dar: »Doctor: Ein Dämon raßt in mir! Ich weiß nicht, ist es Liebe oder Haß was mich zwingt Sie zu meinen Füßen zu sehen, vergehend in Lust und Weh! ... Sie lieben Pelze, ja Sie sollen einen finden glänzend schön und flaumenweich, Sie sollen Reize finden, die Sie auf den Knien anbethen und nicht zu berühren wagen werden.«

Trotz der fragwürdigen Rechtschreibung nahm das Verhängnis seinen Lauf. Einige Treffen wurden vereinbart. Aurora Rümelin tauchte unter falschem Namen auf – obwohl ihr Name ohnehin schon wie eine Erfindung klingt. In einem (selbstverständlich geliehenen) schäbigen Pelz versuchte sie, tief verschleiert, Sacher-Masoch zum Unterschreiben eines »Sklavenvertrags« nach Vorbild der »Venus im Pelz« zu bewegen. Und wie die Heldin in dieser Geschichte nennt Sacher-Masoch die unbekannte Frau in seinem Tagebuch »Wanda«: »Wanda: verlangt Vertrag. – Ich: Muß Gesicht zeigen ... will sie gut sehen, wenn ich nach Vertrag enttäuscht, wäre ihr unangenehm ... – Nun endlich demaskiert sie sich, Moment; ich sehe, nicht schön, aber sehr pikant und jung. Wanda: jetzt Vertrag! – Gebe ihr. Sie liest. Zufrieden? Ja!«

Sacher-Masoch war weder dumm noch einfältig. Natürlich mußte ihm als Sohn aus bestem Haus auffallen, daß seine Angebetete sich weder wie eine Dame kleidete noch bewegte, daß sie nicht schreiben konnte, daß sie steirischen Dialekt sprach und alles in allem eine Parodie auf die aristokratische »Venus im Pelz« darstellte. Und dennoch ignorierte er in der Hoffnung, endlich die »Domina« seines Lebens gefunden zu haben, sogar, daß er Aurora (die »Morgenröte«) »nicht schön« fand. »Ich träume davon, Ihnen meine Weltanschauung zu entwickeln und von Ihnen gepeitscht zu werden«, schrieb er seiner Angebeteten. »Er wollte ihr Lehrer und Sklave zugleich sein« (Reinhard Federmann), ein Versuch, der später darin mündete, daß Aurora-Wanda unter Anleitung ihres Mannes Novellen zu schreiben begann, die auch veröffentlicht wurden.

1873 eröffnete sie ihrem Liebhaber, daß sie schwanger sei. Die beiden gingen nach Wien. Sacher-Masoch brauchte Geld und arbeitete als Journalist für eine Zeitung, die allerdings nach einem halben Jahr eingestellt wurde. Wanda brachte ihr Kind während einer Cholera-Epidemie auf die Welt; es starb eine Woche nach der Geburt. Das Unglück brachte die beiden einander anscheinend näher; sie gingen zurück nach Graz und heirateten am 12. Oktober desselben Jahres.

Die Mesalliance zwischen der mittlerweile 27 Jahre alten »Halbseidenen« aus einfachsten Verhältnissen und dem adeligen Universitätsdozenten und Dichter löste nicht nur bei der ehrwürdigen Familie Sacher-Masoch, sondern auch in der Grazer Gesellschaft Bestürzung aus. Der Ehemann war sich dessen bewußt. Möglicherweise verspürte er so etwas wie einen »sozialen Masochismus«: Er, der Obere, unterwarf sich ihr, der Unteren. Jedenfalls schien er ein gewisses Vergnügen daran zu finden, die Gesellschaft zu brüskieren: Am Hochzeitsabend besuchte man eine Theatervorstellung. Aurora trat auf Wunsch ihres Mannes in einem »hellroten, bis an die Erde reichenden, ganz mit Hermelin gefütterten

und reich ausgeschlagenen Pelz« sowie »weißem Spitzen-schleier« auf und wurde zum unfreiwilligen Mittelpunkt der Betrachtungen.

Von Graz übersiedelte man in das ruhigere Bruck an der Mur, wohin Auroras Mutter nachreiste. 1874 kam der Sohn Alexander zur Welt, 1875 Demetrius. Außerdem nahm Sacher-Masoch auch seine uneheliche Tochter Lina zu sich. Die ländliche Idylle mit Kleinkindern und Schwiegermutter machte Sacher-Masoch mit der Zeit genauso zu schaffen wie die finanzielle Not.

Die Familie übersiedelte wieder nach Graz. Auch hier scheiterte ein Zeitungsprojekt Sacher-Masochs, die satirische Zeitschrift »Schwarze Punkte«. Überhaupt kann man Sacher-Masoch als »Zeitungskiller« wider Willen bezeichnen; bereits 1866 konnte er seine »Gartenlaube für Österreich« nicht lange halten; 1880 scheiterte ein Zwischenspiel als Redakteur in Budapest, weil die Zeitung (freilich nicht durch seine Schuld) ebenfalls nach wenigen Wochen einging. Immerhin verlangten die Buchverleger nach neuen Geschichten, und zwar nach möglichst pikanten. Dementsprechend sieht auch die literarische Produktion dieser Jahre aus: Neben Hochwertigem wie dem zweiten Teil von »Das Vermächtnis Kains« (1874) fanden sich auch harmlos-schlüpfrige Titel wie »Die Messalinen Wiens« (1873, dreizehn Auflagen!) oder »Wiener Hofgeschichten« (1876, neun Auflagen!).

Einen echten Skandal erregte der Roman »Die Ideale unserer Zeit«. Sacher-Masoch klagte, wie Nietzsche, sein Geistesverwandter als gekränkter Liebender, in Haßtiraden die herrschende Moral an. Denn nicht »Wahrheit, Schönheit, Freiheit, Liebe« seien die geltenden Ideale – sondern »Luxus, Macht, Geld, Vergnügungen aller Art.« Und überhaupt könne man die Menschen einteilen »in solche, die andere belügen, das sind die materiellen Menschen, von denen man so in den Büchern liest, und dann die Idealisten, wie die Deutschen sie nennen – die sich selbst belügen.«

Seine moralischen Ansprüche änderten allerdings nichts an dem Leidensdruck, unter dem Sacher-Masoch wegen seiner Veranlagung stand. Denn auch diese war durch die Eheschließung keineswegs verschwunden. Ganz im Gegenteil: Immer neue Kitzel mußten erfunden werden, um nur ja keinen Alltag in der Beziehung aufkommen zu lassen. Wie für Wanda in der »Venus im Pelz« ersann nun Sacher-Masoch auch für seine echte Ehefrau einen »Griechen«, einen schönen, jungen Mann, der mit ihr schlafen sollte, um den körperlichen Leiden des Ehemanns auch noch seelische hinzuzufügen. »Wanda« war dem anscheinend nicht ganz abgeneigt; auf der Suche nach neuen gemeinsamen Partnern verliebte sie sich öfters – einmal sogar in eine Frau. Sie genoß die gleichgeschlechtlichen Empfindungen, wie sie in ihrer »Lebensbeichte« schrieb. Dennoch bezeichnete sie sich in demselben Werk als Opfer der Perversionen ihres Mannes; er habe sie gezwungen, kaum dem Wochenbett entstiegen, mit fremden Männern zu schlafen. Die Zeitangabe mit dem Wochenbett ist freilich, wie so vieles in dieser »Lebensbeichte«, weit übertrieben; und dennoch müssen sich tragische und manchmal auch groteske Szenen in dem nach außen hin biedereren Haushalt abgespielt haben. Zum Beispiel, als in Form des Jusstudenten Sandor Groß im Jahr 1880 endlich der sehnsüchtig herbeigewünschte »Grieche« gefunden war. Wanda, in Pelz und mit Peitsche, läßt sich von dem jungen Sandor verwöhnen, während der bald fünfzigjährige Bestsellerautor Sacher-Masoch auf den Knien herumrutscht und die beiden bedienen muß. Er hat die grausamen Szenen, wahrscheinlich zur Selbstergötzung, in seinem Tagebuch festgehalten: »Wanda: Wo ist Rum und Zucker? – Ich: (bringe Bier) – Wanda: Ja, Servietten, du bist zu langsam. Ich: (die Servietten aus dem Kasten). Wanda: Rum und Zucker. Ich: (finde nicht).« In seinen Schriften funktionierten die SM-Inszenierungen besser. Zwar blieben die Szenen künstlich, die Figuren marionettenhaft, doch

gerade dieses Spielerische macht die Ironie und Selbstironie des masochistischen Rituals aus. Der feine, anarchistische Humor in Sacher-Masochs Werken schlug in seinem Leben in blutigen Ernst um, was nicht immer beabsichtigt war, wie die Folge der Tagebuchaufzeichnung verrät: Nachdem Wanda ihren Ehemann mit Fußtritten aus dem Zimmer befördert hat, versperrt sie die Tür: »... ich bin mehr starr, vernichtet, als aufgeregt. Lösche Licht aus, lege Polster zur Tür, knie nieder und schaue durchs Schlüsselloch.«

Zweifellos litt Sacher-Masoch stark an seiner Veranlagung; da halfen die Vorwürfe von Freunden natürlich herzlich wenig, etwa jener des Dichters Robert Hamerling, der in einem Brief fragte: »Warum gibt es überhaupt in Ihren Erzählungen so wenig eine Schäferstunde ohne Fußtritte als ein schönes Weib ohne Pelzjacke?«

Sacher-Masoch wußte ganz genau, daß er an einer »Venus im Pelz«-Manie litt. Aurora-Wanda überliefert folgendes »Geständnis« ihres Mannes: »Sobald ich eine Frau schildern will, ist sie es, die mir in die Feder kommt; gegen meinen Willen muß ich immer wieder sie beschreiben, und bin ich einmal dabei, dann kommt es wie ein Rausch über mich, und ich kann nicht aufhören, bis sie in ihrer ganzen teuflischen Schönheit gemalt ist. Daß es die Leser schließlich langweilen wird, das fürchte ich selbst oft, aber was tun?«

Unterdrücken, wie ihm seine Freunde und Verwandten es nahelegten, wollte und konnte er seine Leidenschaft nicht.

Sonst blieben ihm allerdings – bis auf das Ventil des Schreibens – keine Möglichkeiten: So etwas wie psychologische Beratung oder gar eine wirksame Therapie war um diese Zeit weitgehend unbekannt. Sigmund Freud war im Jahre 1880 gerade 24 Jahre alt und studierte an der Wiener Universität Medizin. Später widmete sich Freud sehr ausführlich dem Masochismus, den er ursprünglich als reines Gegenstück des Sadismus sah: »Ein Sadist ist immer auch gleichzeitig ein Masochist, wemgleich die aktive oder die

passive Seite der Perversion bei ihm stärker ausgebildet sein und seine vorwiegend sexuelle Betätigung darstellen kann.« Nach der Entwicklung der Todestrieb-Theorie vertrat Freud die Ansicht, der Masochismus sei die ursprünglichere Tendenz. Sadismus und Masochismus, der Wille zu herrschen und der Wille zur Selbsterstörung, gehören jedenfalls nach Freud zur emotionalen Grundausstattung alles Lebendigen. Sacher-Masoch wußte das auch: »Es gibt Tiere, welche krepieren, indem sie sich vermehren. Ebenso berühren sich beim Menschen im Augenblick des Liebesdeliriums die zwei Pole: der Tod und das Leben.«

So untertänig Sacher-Masoch bei seiner Frau sein wollte, so wenig bescheiden und kompromißbereit zeigte er sich im Kampf mit seinen Gegnern. Regelmäßige Rundumschläge gegen seine schreibenden Kollegen und gegen die Literaturkritiker führten nicht nur zu Sympathieverlusten, sondern auch zu einem Ehrenbeleidigungsprozeß, den Sacher-Masoch verlor. Das Gericht verurteilte ihn zu acht Tagen Arrest. Die Strafe wurde, nach alter österreichischer Sitte nach einer »Intervention« bei Seiner Majestät, dem Kaiser Franz Joseph, in eine viertätige Haftstrafe umgewandelt. Doch auch diese gemilderte Schmach auf sich zu nehmen, kam für den Ehrenmann Sacher-Masoch nicht in Frage. Er flüchtete mit seiner Familie nach Deutschland, wo die nächsten Verhängnisse nicht lange auf sich warten ließen.

In Leipzig leitete er ab Oktober 1881 die Zeitschrift »Auf der Höhe«, die nicht nur einige erstklassige Literaten zu ihren Mitarbeitern zählte – sondern auch Auroras zukünftigen Liebhaber und Sacher-Masochs zukünftige zweite Ehefrau. Tatsächlich verliebte sich Aurora in Armand Rosenthal, einen begabten Hochstapler, der später als »Jacques Saint-Cère« der Starjournalist des Pariser »Figaro« wurde. Die Liaison der beiden, vom betrogenen Ehemann vermutlich ursprünglich freudig begrüßt, begann immer ernster zu werden. Und für Sacher-Masoch immer teurer. Denn

Aurora, die nunmehr als »Wanda noble de Sacher-Masoch, née baronne de Rumelin« auftrat, machte mit ihrem Liebhaber auf den Namen ihres berühmten Mannes Schulden, von denen dieser sich bis an sein Lebensende finanziell nicht mehr erholte.

Die an und für sich schon unschöne Geschichte nahm noch eine tragische Wendung, als Sacher-Masochs über alles geliebter Sohn Alexander 1884 an Typhus starb. Die ganze letzte Nacht über hatte er nach seiner Mutter gerufen, die am Beginn des Todeskampfes abgereist war, um sich mit ihrem Liebhaber zu vergnügen – eine Episode, die Aurora in ihrer »Lebensbeichte« verschweigt. Am Tag nach dem Tod des Kindes kam der Gerichtsvollzieher, um wieder einmal zu pfänden.

Sacher-Masoch verzieh Wanda ihre Abreise nie. Er sah sie nur noch einmal wieder, als er 1887 nach Paris reiste, um die mühsamen Scheidungsangelegenheiten zu regeln. Der Besuch wurde nebenbei zu einem letzten Erfolg Sacher-Masochs, dem die französische Presse einen überaus freundlichen Empfang bereitete, was freilich dazu beitrug, den »Franzosenfreund« Sacher-Masoch im deutschen Sprachraum noch unbeliebter zu machen.

Nach dem Tod seines Kindes, am absoluten Tiefpunkt seines an Schwankungen nicht armen Lebens, fand Sacher-Masoch eine Stütze in Hulda Meister. Die vierzigjährige, vielgereiste Frau arbeitete als Übersetzerin für seine Zeitschrift »Auf der Höhe«, die übrigens auch bald vom Markt verschwand. Hulda Meister beherrschte alle Weltsprachen und galt als Übersetzerin von Rang. Zum Beispiel übertrug sie auch Pedro Alarcóns Novelle »Der Dreispitz« ins Deutsche – jene Novelle, die einige Jahre darauf Rosa Mayreder für Hugo Wolf zu einem Libretto umarbeitete.

Anscheinend war Hulda Meister nicht gewillt, Sacher-Masoch seine Streicheleinheiten mit der Peitsche zu geben. Und vielleicht gerade deshalb fühlte er sich bei ihr sicher

und geborgen. Die beiden übersiedelten 1886 in Huldas kleines Landhaus im oberhessischen Lindheim. Sie bekamen drei Kinder, konnten wegen juristischer Schwierigkeiten aber erst 1890 heiraten. »Ich bedaure nur eins«, sagte Sacher-Masoch, »daß ich dich nicht früher kennengelernt habe. So manches wäre anders geworden.« Ein Gedanken-spiel, dem sich manche Biographen anschließen. Allerdings muß gesagt werden, daß mit der sexuellen Obsession auch die künstlerische Potenz verloren ging: In seinen Lindheimer Jahren schrieb Sacher-Masoch, oft unter Pseudonym, nur noch Brotarbeiten wie »Tante Lotte« (1891), »Märtyrer der Liebe« (1892) oder »Bühnenzauber« (1893). Dem Ansuchen um eine Subvention vom österreichischen Kultusministerium, um »Das Vermächtnis Kains« vollenden zu können, wurde nicht stattgegeben.

Dafür widmete er sich anderen Aufgaben: In Lindheim, wo seine Frau ihn von den Versuchungen der Welt fernhielt, versuchte er, einige der Utopien, die er in seiner Novelle »Das Paradies am Dnjestr« erträumt hatte, in die Tat umzusetzen. Er schlug sich politisch auf die Seite der verfeimten »Roten«, eine Tendenz, die in seinem Werk immer wieder durchschimmerte. Denn »die Großen bauen Paläste und mischen den Mörtel mit dem Blute ihrer Opfer«: »So lange ein Teil der Menschheit Sklaverei und Not dulden muß, damit der andere im Überfluß schwelgt, so lange gibt es keinen Frieden auf Erden.«

Er setzte sich für den Bau von Wasserleitungen ein, um den grassierenden Typhus einzudämmen. Er gründete einen Volksbildungsverein, organisierte Konzerte und inszenierte Theaterabende, sammelte Spenden für die Errichtung von Bibliotheken und für Stipendien, die die Weiterbildung von Männern und Frauen garantieren sollten. Er hielt pointierte Reden gegen Nationalisten und Antisemiten. Sacher-Masoch gelang es auch, in Oberhessen, einst Hochburg der Hexenverfolgungen und dann des Antisemitismus, Juden und Nicht-

juden erstmals zu gemeinsamen Veranstaltungen zu bewegen – was die Presse dem »perversen Judenfreund aus Rußland« besonders übel nahm.

Leopold von Sacher-Masoch starb zweimal – das erste Mal ein Jahr vor seinem Tod. Damals verbreiteten die Zeitungen ein Gerücht, wonach er einem Herzleiden erlegen sei. Hulda dementierte und bedankte sich in einem Inserat in der »Frankfurter Zeitung« für die zahlreichen Beileidsbriefe, die Sacher-Masoch in aller Seelenruhe selbst las. Weniger gern las er wahrscheinlich manche Nachrufe, etwa jenen aus der »Kölnischen Zeitung«: »Vielschreiberei und ein unkünstlerisches Spiel mit dem ›Pikanten‹ haben seine große Begabung verdorben, und seit geraumer Zeit hat er keine Rolle mehr im literarischen Leben gespielt.«

Kurz nach seinem 59. Geburtstag verfiel Sacher-Masoch dem Wahnsinn. Das lag nach Ansicht der Ärzte an »mangelhafter Blutbildung« und »Gehirnerweichung«. Wahrscheinlich gab es auch andere Gründe: Der Mann, der zu den meistgelesenen Schriftstellern seiner Zeit gehört hatte, ahnte offensichtlich, daß sein Name nicht durch seine Werke weiterleben würde, sondern durch seine sexuelle Vorliebe. Das brach ihm das Herz und raubte ihm den Verstand.

Er starb am 9. März 1895 an einem Herzleiden. Kurz vor seinem Tod soll er ausgerufen haben: »Aimez moi« – »habt mich lieb.«